

NIAH FINNIK
FUCHS
TEUFELS
STILL

Leseprobe

© Ullstein Buchverlage GmbH

Gegen Ende des Frühstücks und der täglichen Morgenrunde faltete ich den Wochenplan der Klinik auseinander. Heute war Donnerstag: Neun Uhr dreißig bis zehn Uhr dreißig Therapeutische Gruppen A, B, C. Gruppe A traf sich im Erdgeschoss im kleinen Ärztezimmer, in dem auch die Visite stattgefunden hatte, hier sammelten sich alle Patienten, die nicht zu den Zwanghaften der Gruppe B passten und ebenso wenig zu den Depressiven der Gruppe C gehörten. Die Depressiven machten den größten Anteil aus, ihre Gruppe wuchs so stetig, dass sie ständig auf der Suche nach einem passenderen Raum waren. Manchmal fanden sie keinen, dann saßen sie im Garten und vergruben entmutigt ihre Köpfe in den Händen. Es wunderte mich nicht besonders, dass ich in Gruppe A landete, bislang war immer klarer gewesen, wo ich nicht hingehörte. Während ich im Untersuchungsraum auf der Waage stand, sah ich durch die offene Tür, wie Gruppe A im Flur zusammenkam. Da waren ein junges Mädchen, das in den Schichten seines Jogginganzugs unterging, eine ältere Frau, die so hoch wie breit war, Oskar und Philipp. Schnell stieg ich von der Waage und setzte mich vor einen der zwei Tische und trug mein Gewicht in das von der Krankenschwester rot umkreiste Feld auf einem der Klemmbretter ein. Hinter

mir am Tisch saß Sophie mit einer Krankenschwester und erhielt ihre Wochenration an Medikamenten.

Ich schob meine Brille wieder hoch auf die Nase, begutachtete das Blutdruckmessgerät, das vor mir auf dem Tisch lag, und wickelte seine Schnalle mehrmals eng um meinen Oberarm. Nach dem dritten Versuch füllte es sich mit Luft, bis kein Spielraum mehr blieb, die Spannung ließ abrupt nach, und die Luft entwich. Ich hätte gerne ein Gerät gehabt, das dieses Gefühl in meinem kompletten Körper auslöste, und wünschte mir, dass es sich so anfühlen würde, wenn ich in ein paar Wochen aus der Klinik hinausmarschieren würde. Auf dem grauen Display erschienen die Werte, die ich in der ausliegenden Liste hinter meinem Namen notierte. Derweil wurde im Flur die Tür zum kleinen Ärztezimmer aufgeschlossen, und die Ersten gingen rein.

»Irrenpillen«, hörte ich Sophie hinter mir murmeln und drehte mich um.

Zwei davon warf sie in ihren Mund und spülte sie herunter. Ich gehörte zu den wenigen, die keine Medikamente bekamen. Darauf war ich stolz, desto weniger Medizin, umso weniger kaputt, dachte ich.

Ich folgte Sophie in das gegenüberliegende Ärztezimmer, in dem der Rest der Gruppe A bereits verschwunden war, und nahm auf dem Weg über den Flur genau wie sie einen der Stühle mit hinein. Alle Stühle verwandelten sich in einen Kreis, und nachdem jeder Platz genommen hatte, leitete die Frau, die den Raum aufgeschlossen hatte, die Stunde ein. Ich hatte sie schon einmal während der Visite im Garten gesehen.

»Guten Morgen, Sie sind neu, nicht wahr?«, wandte sie sich an mich. »In dem Fall stelle ich mich noch mal vor. Ich bin Frau Kless und leite die Gruppentherapie der Gruppe A. Am besten sagt jeder zu Beginn seines Beitrags noch mal seinen Namen. Innerhalb dieser Gruppe existiert keine Agenda, jeder bestimmt sein Thema selbst und kann dazu die Gedanken der anderen in Anspruch nehmen. Sollte es Ihnen zu viel werden, können Sie natürlich jederzeit den Raum verlassen.«

Ich wollte direkt wieder aufstehen.

»Ich möchte Sie nur bitten, irgendwann, wenn auch nur kurz, noch mal reinzukommen, um der Gruppe zu erzählen, warum Sie den Raum verlassen mussten«, fuhr Frau Kless fort, und ich blieb sitzen.

»Dann kann es ja losgehen. Wer möchte heute beginnen?«, fragte sie, strich ihren grauen knielangen Rock glatt und schaute herausfordernd in die Runde.

Ihre Fingernägel hatte sie in demselben kühlen Pink bemalt wie ihre Lippen. Die flachen Lederstiefel waren ein paar Töne dunkler, doch ergänzten sich mit dem Haargummi, das ihre knapp schulterlangen, angegrauten Haare zusammenhielt.

»Ich würde heute gerne anfangen. Ich heiße Oskar«, begann der Mann im Mao-Hemd direkt neben Frau Kless und nickte mir zu, diesmal hatte er keine Tomate dabei. Seine hellgrauen Haare reichten bis kurz über seine Schultern, seine Füße klemmten in schwarzen Badelatschen.

»Ich bin seit etwa vier Wochen hier und plane in den nächsten zwei Wochen den Wiedereinstieg in meinen Alltag. Ich werde mir einen Plan machen, den ich Punkt für Punkt bearbeiten werde, danach ...«

»Und wie fühlen Sie sich dabei? Daneben sind sechs Wochen ein relativer Wert, sollten Sie mehr Zeit benötigen, ist das ebenfalls möglich«, unterbrach Frau Kless seine Gedanken.

»Nicht doch!«, widersprach Oskar. »Länger werde ich nicht bleiben.«

»Das kann ich sehr gut verstehen«, wandte die ältere Dame, die links neben ihm saß, ein.

»Ist ja schon schwer genug, in diesen sechs Wochen Rede und Antwort zu stehen, was man gerade tut.«

»Na klar ist das schwer, wenn du allen erzählst, du wärst im Urlaub, und dich jeden Abend in deine Wohnung schleichen musst«, warf Sophie ein und entsorgte ihr Kaugummi. »Gehst du eigentlich durch das Treppenhaus, oder steigst du durch dein Küchenfenster ein?«

Das Gesicht der alten Dame bekam rote Flecken.

»Wie kannst du sowas ...«

»Tust du doch!«, unterbrach Sophie sie laut.

»Tun Sie das?«, wollte Frau Kless wissen und warf Oskar einen entschuldigenden Blick zu.

»Na, was sollen meine Nachbarn denn denken? Was meinen Sie denn, was die mir erzählen, wenn ich denen sage, wo ich mich jetzt jeden Tag aufhalte? Nichts werden die mir erzählen, gar nichts mehr! Alle werden mich meiden«, platzte sie heraus und verschränkte die Arme vor ihren opulenten Brüsten, die von einem pastellfarbenen Pullover umspannt wurden.

»Ich bin übrigens die Magda«, sagte sie noch und nickte mir kurz zu.

Auf jedem ihrer Finger steckten goldene Ringe, unter denen beidseitig ihre Haut hervorquoll.

»Vielleicht nicht alle«, sprach Frau Kless sie erneut an. »Was bedeuten Ihre Nachbarn Ihnen denn?«

Magda rückte ihre Nickelbrille zurecht.

»Die sind schrecklich! Direkt über mir im zweiten Stock, da wohnt ...«

»Warum ist es dir dann wichtig, was sie über dich denken?«, unterbrach Sophie sie.

»Wir unterbrechen nicht!«, fiel Frau Kless ihr ins Wort und wandte sich an Magda. »Wie geht es Ihnen denn darüber hinaus?«

»Ach, mir geht es schlecht! Richtig schlecht! Letzte Woche ging es mir ja auch schon schlecht, hatte ich ja erzählt, oder? Wie schlecht es mir da ging. Doch diese Woche, noch schlechter! Ich weiß gar nicht, wohin mit mir«, klagte sie und riss die Arme hoch.

»Das möchte ich gerne an die Gruppe weitergeben. Sie alle sind Experten, was derartige Gefühle angeht. Was tun Sie, wenn Sie nicht wissen, wohin mit sich?«, fragte Frau Kless.

Oskar räusperte sich: »Einen Plan. Ich schreibe eine Liste mit Dingen, die mich motivieren.«

»Was soll denn da bitte stehen? Ich bin siebenundfünfzig Jahre alt«, maulte Magda und verschränkte ihre Arme noch enger um ihren Körper.

»Na, und ich bin vierundfünfzig Jahre alt«, entgegnete Oskar irritiert.

»Werd erst mal siebenundfünfzig!«, murmelte Magda.

»Vielleicht brauchst du ein Ziel«, wandte das zierliche Mädchen in dem riesigen Jogginganzug ein.

»Ja, was willst du denn?«, fragte Sophie.

Die roten Flecken in Magdas Gesicht verblassten allmählich.

»Wenn ich das wüsste!«, jammerte sie.

»Na, das ist doch wunderbar!«, rief Frau Kless laut, so dass Oskar und Philipp auf ihren Stühlen zusammenzuckten. »Das können Sie diese Woche doch als persönliche Aufgabe für sich mitnehmen. Finden Sie raus, was sie wollen! Gibt es noch weitere Vorschläge?«

»Also ich ...«, begann Sophie, »... wenn ich so durcheinander bin, zwinge ich meine Mundwinkel etwa sechzig Sekunden lang nach oben. So in etwa!«

Sie hob ihre beiden Mundwinkel so weit nach oben, dass sich ihre Augen in dünne Schlitze verwandelten, ihre Wangen rund hervorstachen und ihre obere Zahnreihe vollständig sichtbar wurde.

»Seht ihr? Dann bekomme ich gute Laune«, presste sie zwischen ihren Zähnen hervor und drehte ihren Kopf langsam von links nach rechts.

»Das ist doch lächerlich«, schimpfte Magda.

»Was meinen Sie, Juli?«, wandte sich Frau Kless an mich.

Innerhalb von Sekunden glühte mein Gesicht, ich spürte die Blicke der anderen auf mir und strich kurz an mir entlang, als könne ich sie dadurch abstreifen. Ich sah zur Tür, dann zu Frau Kless und erinnerte mich, dass ich wieder reinkommen musste, wenn ich rausrannte. Ich wollte nicht gehen, um wiederkommen zu müssen. Als ich aufstand, kratzte der Stuhl über den Boden, schnell umrundete ich ihn und blieb vor der Glastür stehen, die in den Garten führte. Ich fixierte die Rinde von einem der Bäume, erst dann holte ich die Frage von Frau Kless zurück und antwortete darauf:

»Neurologisch gesehen hat Sophie vollkommen

recht. Die gehobenen Mundwinkel drücken auf einen Nerv, der im Gehirn das Signal Freude auslöst, woraufhin dieses die dementsprechenden Hormone ausschüttet.«

»Klingt wie ein Mechanismus«, murmelte Oskar.

»Echte Gefühle sind dem Gehirn egal«, sagte ich. »Biologisch unterscheiden sich die Imitation eines Lachens und ein echtes Lachen lediglich durch die Zeit. Die Hormonausschüttung durch ein echtes Lachen erfolgt nach fünf bis zehn Sekunden und die durch eine Imitation hervorgerufene Ausschüttung nach mindestens sechzig Sekunden. Das ist doch praktisch.«

»Siehste! Besser lächerlich als verloren!«, hörte ich Sophie sagen und drehte mich langsam wieder zur Gruppe.

Sophie warf sich den nächsten Kaugummi in den Mund und baumelte mit den Beinen.

»Angesichts der fortschreitenden Zeit schlage ich vor, dass Sie nun weitererzählen«, nickte Frau Kless Oskar zu.

»Vielleicht geht es mir doch nicht so gut, wie ich denke«, sagte dieser immer noch in Gedanken und kratzte sich an der Stirn, die nun in tiefen Falten lag.

»Schließlich bin ich schon vierundfünfzig Jahre alt.«

Philipp lachte laut auf, so dass Frau Kless zusammenzuckte.

»Vielleicht sollte ich mich auch einfach nicht mehr mit dir abgeben«, zwinkerte er Magda zu.

Kurz trat Stille ein, die Blicke wechselten von Oskar über Magda hinweg zu dem zierlichen Mädchen links von ihr in dem massiven Jogginganzug.

»Jetzt bin ich an der Reihe, oder?«, sah diese auf und

stützte ihren Kopf in die Hände. »Ich heiÙe Mia.« Sie nickte mir kurz zu. »Ich möchte nichts erzählen, heute nicht.«

»Sind Sie sich sicher?«, fragte Frau Kless. »Wie fühlen Sie sich?«

»Ich möchte wirklich nicht«, betonte sie und gab nickend an Philipp weiter, der links von ihr saÙ.

»Mein Name ist Philipp«, begann er.

Er beugte sich vor, sah mich an, und ich schaute weg.

»Wie geht es Ihnen heute?«, wollte Frau Kess von ihm wissen.

Philipp stützte seinen Kopf in die Hände, und sein Gipsarm wirkte wie ein Schild, den er vor sich hielt.

»Keine Ahnung.« Er schüttelte den Kopf. »Ich möchte heute auch nichts sagen.«

»Warum nicht?«, kam Sophie diesmal Frau Kless zuvor. »Du erzählst doch sonst immer. Ist noch etwas passiert?«

Enttäuscht sah sie ihn an, und auch ich bemerkte, wie gern ich mehr von ihm erfahren hätte.

»Hast du schlechte Laune?«, fragte Magda.

»Oder Hunger?«, wollte Mia wissen.

»Vielleicht gehört er jetzt zur Gruppe C«, schlug Oskar vor.

»Ich bin einfach nur müde!«, rief Philipp.

Oskar nickte zustimmend und sah nun noch ein paar Jahre älter aus.

»Seitdem ich meine Medikamente nehme ...«, sagte Philipp, »... fühle ich gar nichts mehr. Alles läuft langsamer ab, vielleicht bekomme ich auch nur weniger mit. Wenn das die einzige Lösung zu meiner Diagnose

ist ...« Er spulte seinen Text runter, als würde er von jemand anderem stammen.

»Im Moment dienen Ihre Medikamente dazu, Sie zu stabilisieren«, erläuterte Frau Kless. »Einige lernen mit der Zeit, ohne Medikamente zurechtzukommen.«

»Und die anderen?«, fragte Philipp.

»Die müssen sie ein Leben lang schlucken.«

»Und was passiert, wenn ich sie wieder absetze?«

»Sie könnten zurück in eine Psychose. Haben Sie etwa vor, sie abzusetzen?«

»Ich weiß doch, dass man die nicht einfach so absetzen kann.« Er verschränkte seine Arme, als hätte er es schon getan.

»Bin ich jetzt an der Reihe?«, erkundigte sich Sophie. Unruhig rutschte sie auf ihrem Stuhl herum und umklammerte die Sitzfläche von beiden Seiten mit ihren Händen. »Mir geht es wieder richtig gut. Gestern nach der Klinik bin ich zu Freunden geradelt. Irgendwann sind wir zu einem Konzert aufgebrochen. Eine tolle Band ...« Sie hielt kurz inne. »Den Namen habe ich schon wieder vergessen. Danach sind wir weitergezogen. In einen Club, dann war es auf einmal acht Uhr morgens, so dass ich ein wenig zu spät gekommen bin. Aber es waren nur ein paar Minuten!« Sie schielte rüber zu Frau Kless, die sie aufmerksam beobachtete. Diese Stunde war die einzige, in der es keine Klemmbretter gab und sich niemand Notizen machte.

»Du hast durchgemacht?«, fragte Oskar.

»Hat sich so ergeben. Aber kein Alkohol und keine Drogen. Ich schwöre! Nur Kaffee.«

»Bist du gar nicht müde?«, fragte er.

»Nö, du?«

»Sehr«, sagte er.

Philipp lachte kopfschüttelnd und vergrub sein Gesicht wieder in den Händen, während Frau Kless das Gespräch übernahm.

»Kennen Sie das denn von sich?«

Sophie wurde leise und schaute auf ihre Stiefel. »Aus meinen manischen Phasen, ja, aber bloß, weil ich bipolar bin, kann ich doch nicht ewig zu Hause bleiben und die Welt verschlafen.«

»Würden Sie nach dieser Stunde bitte dennoch kurz hierbleiben und mit Dr. Enders über Ihre letzten Erlebnisse und Ihre derzeitige Medikation sprechen?«

Sophies Gesicht verdunkelte sich, sie nickte und drehte sich zu mir.

»Ach so, und ich bin Sophie, aber das weißt du ja bereits.«

Nun war ich an der Reihe, und sogar Mia, die vorher fast durchgehend auf den Boden gestarrt hatte, sah auf.

»Wie geht es Ihnen heute? Sie sind ja neu hier und haben nun bereits einen Eindruck von der Gruppe gewinnen können«, ergriff Frau Kless erneut das Wort.

Ich spürte mein Herz schlagen, es war, als schläge es lauter als sonst, doch das tat es gar nicht, es schlug nur schneller. Ich sah kurz zu Oskar, dann zu Magda. Es war mir nicht vollkommen egal, was andere Menschen über mich dachten, aber ich war schon so oft auf Ablehnung gestoßen, dass dieser Aspekt irgendwann uninteressant geworden war. Mein Blick wanderte weiter zu Mia, über Philipp hinweg zu Sophie, bis er wieder rechts von mir bei Frau Kless ankam.

Meine Gedanken verflüssigten sich, ergossen sich unkontrolliert über den Fußboden und verteilten sich

um mich herum, bis ich knietief darinsaf. Ich rührte mit meinen Füßen in ihnen herum, erst mit dem einen und dann mit dem anderen, und sah zu, wie sie sich ineinander verhakten.

Jeder der Patienten schien zu pendeln, jeder war hin- und hergerissen zwischen dem, was erwartet wurde, wer er war, und wer er sein wollte. Und niemand wusste, was überhaupt möglich war. Dennoch musste sich jeder von uns definieren, konnte das einer nicht, taten es die anderen für ihn. Ich zog meine Füße aus meinen Gedanken und sah auf.

»Ich heiÙe Juli, ich bin hier, weil ich siebenunddreißig Schlaftabletten geschluckt habe.« Ich starrte Philipps Gipsarm an und fuhr fort. »Damit scheint irgendjemand gerechnet zu haben. Ich wusste nicht, dass dem Präparat, das ich nahm, seit 2003 ein Brechmittel hinzugefügt worden war. Das wird aktiviert, sobald sich zu viele Tabletten im Körper sammeln, und sorgt dafür, dass alles auf direktem Wege wieder herauskommt. Das fühlte sich so an, wie ich mir Sterben vorstelle. Gestorben bin ich aber nicht.«

Es war still geworden im kleinen Ärztezimmer. Die, die wussten, wovon ich sprach, schwiegen, und die, die es nicht wussten, überlegten fieberhaft, was sie sagen sollten. Sie wussten nicht, dass Schweigen die beste Antwort war.

»Und wie fühlen Sie sich damit?«, wollte Frau Kless wissen.

»Ich fühle mich schuldig, immerhin hätte ich mich besser informieren können«, gab ich zu bedenken und ließ meine FüÙe zurück in meine Gedanken gleiten.

Bevor sie etwas entgegen konnte, klopfte es an der

Tür, und Dr. Enders erschien im Türrahmen. Er sah zu ihr rüber und klopfte mit dem Finger hektisch auf seine Armbanduhr.

»Ich denke, wir sollten da in der nächsten Stunde anknüpfen. Wir müssen nun leider den Raum freimachen, es ist halb elf. Nehmen Sie ihre Stühle bitte wieder mit in den Flur, ja? Sie bleiben hier«, wandte sie sich an Sophie, die sich sofort auf ihren Sitz zurückfallen ließ.

Mit meinem Stuhl in der Hand steuerte ich in den Gang raus, stellte ihn ab und lief hoch in den ersten Stock. Philipp holte mich im Treppenhaus ein, den ganzen Morgen hatte ich mich bereits gefragt, ob er sein Schweigen wieder brechen würde.

»Ich auch«, platzte er heraus. »Ich habe das auch getan. Nur aus Versehen und ohne Tabletten«, setzte er hinzu und ging an mir vorbei.

»Ich weiß«, murmelte ich ihm hinterher.

Auch wenn ich mich für meinen gescheiterten Versuch nicht schämte, sah ich, dass er es tat, selbst wenn es aus Versehen passiert war. Und was hieß das überhaupt? Aus Versehen. Hatte er die rote Ampel nicht bemerkt oder gedacht, das Blech der Autos würde von ihm abprallen anstatt er von ihnen? Seine Scham waberte wie ein gelber klebriger Klumpen um ihn herum, diese Klumpen hatten so ihre Eigenarten. Es gab sie in jeder Größe, manchmal hatten sie lediglich einen Durchmesser von einem Zentimeter, andere dagegen wurden bis zu zwei Meter groß, in jede Richtung. Sie ernährten sich von Heimlichkeit, Verurteilung und Schweigen. Wurden sie zerstückelt, wuchs jedes Stück wieder zu einem kompletten Klumpen heran.

Als ich die Treppe wieder hinunterging, erklang der Gong schon zum zweiten Mal. Sophie balancierte vier überfüllte Teller quer durch den Raum und versuchte dennoch zu winken, als sie mich durch die Tür kommen sah.

»Ich dachte, du kommst später, ich wusste nicht genau, welches Gericht du willst und welchen Salat. Wo warst du? Ich habe versucht, deinen Teller mit allem zu befüllen, es passte nicht. Der hier gehört dir auch noch. Willst du was trinken?«

Der zweite Teller war noch voller als der erste. Sophie streckte sich über den Tisch, balancierte eine Packung Apfelsaft mit zurück und schüttete alle umliegenden Gläser voll. Ich hatte mich bereits daran gewöhnt, dass die Mehrzahl ihrer Fragen im Fluss ihrer nächsten Gedanken unterging, so auch diese, die Antworten waren nebensächlich. Sie vertiefte sich direkt in ihr Buch, während sie ihr Essen in sich hineinschaufelte.

Der Tisch, an dem ich saß, war der lauteste, obwohl noch einige Plätze frei waren. Der am anderen Ende des Raumes dagegen war vollständig besetzt und versank in Stille. An dem in der Mitte saßen wenige, zwischen jedem Patienten und seinem Nachbarn war mindestens ein Platz frei. Die Pflegekräfte sowie die Therapeuten saßen an allen drei Tischen verteilt.

Auf dem Teller gegenüber von mir befand sich heute ein kleiner Haufen Reis, so klein, dass es sich fast gelohnt hätte, die einzelnen Körner zu zählen, doch ich ließ es. Hinter dem Teller saß Mia. Ich schätzte sie auf neunzehn Jahre, sie war die Jüngste von allen hier, hatte große dunkle Augen und lange Wimpern drum herum.

»Was suchst du?«, fragte ich sie. Ohne auf mich zu reagieren, durchsuchte sie die Soße auf ihrem Teller weiter mit einer Gabel.

»Was suchst du?«, rief ich ein zweites Mal, diesmal lauter, so dass sich alle Köpfe am Tisch zu mir umdrehten.

»Zwiebeln, ich habe es der Küche schon tausendmal gesagt und dennoch sind sie immer wieder drin. Ich werde noch wahnsinnig«, maulte sie.

»Na, deswegen bist ja hier«, murmelte Sophie, ohne von ihrem Buch aufzusehen, schob sich einen vollen Löffel in den Mund und las weiter.

»Ich bin Juli«, entgegnete ich, um irgendetwas zu sagen.

»Du bist seit gestern hier, richtig? Ich bin Mia aus der Galaxie Anorexie.«

Jeder kam hier schnell zum Punkt, das gefiel mir. Es gab keine leeren Höflichkeiten, was jedes freundliche Wort umso bedeutender machte. Es gab keine Dialoge über das Wetter, und ein »Wie geht's dir?« verwandelte sich von einer beiläufigen Floskel in eine richtige Frage.

»Das ist, wenn jemand kaum isst, oder?«, fragte ich sie, rief mein Wissen über Anorexie auf und kam nicht umhin, mir ihre Gestalt noch einmal genauer anzusehen. Mia nickte und begann langsam zu essen.

»Denkst du, du wirst schöner, wenn du noch dünner wirst?«, wollte ich von ihr wissen.

Erstaunt sah sie mich an und trank einen Schluck.

»Ich will keine Schönheit. Also ich meine, ich will schon schön sein im Generellen. Doch deswegen esse ich nicht weniger. Ich wollte, dass etwas verschwindet

an mir. Alles Schlechte sollte raus. Oft habe ich so ein Gefühl, dann will ich nackt sein, alles um meine Knochen scheint mir dann dreckig. Irgendwann habe ich bemerkt, dass ich niemals zufrieden sein würde, und dass ...«

»Du willst ein Skelett sein?!«, platzte Sophie heraus, schaute sie ungläubig an und lachte laut los. Mia stimmte ein und räumte kopfschüttelnd unsere Teller ab.

Nach dem Mittagessen lag ich zwischen Sophie und Mia barfuß auf dem Boden, wir streckten unsere Arme und warfen Bälle gegen die Wand. Das nannte sich Körpertherapie, und wir sollten dabei unsere Beine, dann die Arme und die Finger spüren. Manche suchten noch lange nach der Stunde danach, und das, was sie fanden, war nichts, das sie kannten. Danach kehrte ich zur Werkstatt zurück. Wie am Tag zuvor lehnte ich mich gegen die Glastür. Während der Körpertherapie war ich in meinen Gedanken bereits immer zurück in die Werkstatt gewandert und hatte mich umgesehen, doch auch von innen hatte ich nichts entdecken können, was meinen direkten Tod hätte nach sich ziehen können. Sie war der einzige offene Raum, in dem ich in der Pause alleine sein konnte, ich beeilte mich, durch den Flur zu kommen, und drückte vorsichtig die Klinke hinunter.

»Kennst du dich im Internet aus?«

Ich ließ die Klinke wieder nach oben schnappen und drehte mich um. Oskar schlurfte aus einem der Schlafräume und wühlte sich in seinen langen grauen Haaren herum.

»Ich suche ein Sofa, kannst du mir dabei helfen?«

»Da hinten am Ende des Ganges steht eins«, antwortete ich und blieb mit dem Blick an den Flecken auf seinem Hemd hängen.

»Im Internet!«, entgegnete er.

Ich mochte das Internet, selbst auf Fragen, die faktisch nur eine Antwort hatten, fand es immer mehrere Lösungen und Wirklichkeiten.

»Wo ist dein Laptop?«

Ich folgte ihm ins Erdgeschoss, dort lotste er mich in einen kleinen Raum am Ende des Ganges direkt neben dem Arztzimmer. Ein Schild neben der Tür erklärte, dass es sich um den Computerraum handelte. Eine kleine Kammer mit vier Rechnern und elf Topfpflanzen. Oskar verschwand unter der Tischplatte, steckte verschiedene Kabel um und stellte die quadratischen Dinosaurier an. Es dauerte fast drei Minuten, bis einer von ihnen hochgefahren war, so lange setzte ich mich auf einen der Drehstühle und schwenkte abwechselnd nach links und rechts.

»Du redest nicht viel, oder?«, unterbrach Oskar die Stille.

»Du hast gesagt, du suchst ein Sofa, keinen Gesprächspartner«, wunderte ich mich, ohne ihn anzusehen, und spulte zu unserer Begegnung kurz zuvor im ersten Stock zurück. Von einem Gespräch war keine Rede gewesen.

»Was suchst du?«, fragte ich ihn und überlegte, warum so viele Menschen über irgendwas reden wollten, wenn es nichts zu reden gab.

»Ein Sofa«, antwortete Oskar erneut, und ich grübelte weiter, warum sie sich dabei auch noch so unge-

nau ausdrückten. Immerhin trainierten sie die ganze Zeit. Ungeduldig trommelte ich mit den Fingern auf der Tastatur herum, der Bildschirm reagierte mit einem Flackern.

»Das sagtest du schon. Welche Größe? In welcher Farbe? Was für ein Material? Mit Schlaffunktion oder ohne? Hast du ein Auto? In welchem Umkreis möchtest du es abholen? Und wie hoch ist dein Budget?«

Oskar sah mich einige Sekunden an, bevor er einen roten Block und einen Bleistift aus seiner Hosentasche hervorholte. Ausgerechnet Rot, diese Farbe hatte mich schon immer strapaziert, genauso wie Gelb und Violett. Blau war die Farbe, bei der sich meine Gedanken nicht zerknüllten, auch graue und weiße Dinge verwirrten sie nicht.

»Kannst du das noch mal wiederholen?«

Stöhnend wiederholte ich die Kriterien und tippte seine Antworten mit. Sein Budget war verschwindend gering, das machte die Suche interessant. Nach ein paar Minuten reduzierte ich die Suchergebnisse der Auktionsplattform auf drei Kleinanzeigen.

»Das da!«, fuchtelte Oskar aufgeregt mit seiner Hand vor dem Bildschirm herum und packte mein Handgelenk. Ich atmete tief durch, wischte seine Hand mit einer schnellen Bewegung weg und öffnete jede der Anzeigen, um die Details zu überfliegen.

»Nein, nimm das da.« Ich zeigte auf die zweite Anzeige. »Das ist der Einzige, der nicht lügt.«

»Wer lügt?«, wollte Oskar erstaunt wissen.

»Die erste und die dritte Anzeige. Der Erste will nur seinen Schrott zu Geld machen, und bei dem Dritten ist der Bezug hin«, erläuterte ich.

»Nicht schlimm, da steht, dass der nachgekauft werden kann«, lenkte Oskar ein.

»Kannst du nicht«, sagte ich schlicht.

»Woher weißt du das? Da steht weder das Möbelhaus noch der Modellname.« Er runzelte die Stirn.

»Die Farbe ist nicht mehr im aktuellen Sortiment«, erklärte ich. »Auch nicht in den Kleinanzeigen, das habe ich eben nachgeschaut.«

»Und woher weißt du, woher der Bezug stammt?«, wollte Oskar wissen.

Ich zuckte mit den Schultern. Hatte ich Dinge einmal gesehen, merkte sich mein Kopf jede Information dazu, und diesen Bezug hatte ich vor zweihundertsiebenundzwanzig Tagen im ersten Stock in der Sofaabteilung eines Möbelhauses gesehen.

»Und die erste Anzeige?«, hakte er nach.

»Der lügt auch.«

»Inwiefern?«

»Auf dem Foto vom raucher- und tierfreien Haushalt stehen zwei Aschenbecher auf dem Tisch.«

Oskar beugte sich vor, bis seine Nasenspitze fast den Bildschirm berührte.

»Stimmt, du hast recht, da stehen sie.«

»Bei der zweiten Anzeige hast du Glück. Das Modell ist erst dieses Jahr auf den Markt gekommen, hat keine sichtbaren Mängel und wird dennoch für einen geringen Preis verschleudert. Wahrscheinlich soll es schnell verschwinden, vielleicht eine Trennung oder ein Mord. Das ist mitunter ja dasselbe. Was denkst du?«

Oskar starrte den Bildschirm an, sprang lächelnd von seinem Stuhl auf und umarmte mich. Zu viel Körper breitete sich auf mir aus, und meine Gedan-

ken begannen wild durcheinanderzufirren. Jetzt kam es auf Sekunden an, ich stieß ihn weg, zog hastig an der Tür und hatte vergessen, wie Klinken funktionierten. Greifen, runterdrücken. Das wiederholte ich in Gedanken immer wieder. Einmal, dann schon das siebte Mal. Endlich öffnete sie sich, und ich riss sie mit aller Kraft auf. Sie knallte gegen die Tischkante, und ich lief mit schnellen Schritten, den Blick fest auf den Boden gerichtet, den Flur entlang. Dabei zählte ich die Türen, an denen ich vorbeirannte, und stürzte durch die dritte, verschloss sie mit einer Handdrehung und sank auf den Boden.

Wo genau sich die Toiletten im Gebäude befanden, hatte ich am ersten Tag bereits nach wenigen Minuten ausgekundschaftet. Innerhalb der Klinik waren sie der einzige Ort, der ruhig und menschenlos war. Es waren keine dieser kleinen Kabinen, sondern ein kleiner Raum, den ich kurz für mich hatte und der sich verschließen ließ. Mit Toilette und Waschbecken, aber darüber konnte ich hinwegsehen. Es war außerdem der wärmste Raum im ganzen Gebäude. Ich stand auf, ließ Wasser über meine Handgelenke laufen und lehnte mich mit der Stirn an die weißen Fliesen, bis sich das Flirren meiner Gedanken wieder legte.

Dann öffnete ich die Tür und schlich den Gang entlang, ich wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war.

»Frau Windtke!«

Ich zuckte zusammen und entspannte mich sofort, als ich die Stimme erkannte.

»Wo waren wir denn diesmal stehengeblieben?«, fragte Herr Dey, ging an mir vorbei und schloss die Tür zu seinem Büro auf.

»Bei: Beeinflussen Ihre Ängste Ihre Zukunft? Das haben Sie gefragt, und dann fragten Sie auch, ob sie meine Entscheidungen beeinflussen, und ich nickte und sagte: Ich denke schon. Wie ein kaputter Kompass, dessen Nadel wild umherspringt, und Sie sagten dann ...«

»Der Kompass, ich erinnere mich«, fiel Herr Dey mir ins Wort. »Nehmen wir an, die Angst stellt auf Ihrem Kompass den Süden dar, was befindet sich dann im Norden? Was denken Sie?«, fragte er mich.

Wieder erschien die Reihe, in die sich meine Ängste aufgestellt hatten. Ich sah sie mir an, einige waren sich sehr ähnlich. Sie äußerten sich in den unterschiedlichsten Situationen, doch lagen derselben Angst zugrunde. Angestrengt kniff ich die Augen zusammen, die Reihe schrumpfte bis auf eine einzige wabernde Gestalt. Sie war gar nicht so groß wie die anderen, knapp kniehoch. So genau hatte ich sie mir vorher noch nie angesehen. Meine Kehle schmerzte, ich ging auf die Gestalt zu, bis ich direkt vor ihr stand. Immer noch rumorte sie, doch mehr als ein Knurren war nicht zu hören. Während ich überlegte, ob ich um sie herumgehen sollte, kam der Klumpen näher, sprang auf meinen Rücken und schlingerte um mein linkes Ohr, so dass ich ihn bis in den Nacken spüren konnte. Ich schloss die Augen, ballte meine Fäuste zusammen und wartete, bis der Klumpen wieder vor mir stand. Meine Hände zitterten, Hitze stieg meinen Hals hoch. Fieberhaft überlegte ich, wie ich um etwas herumgehen sollte, das weder ein Vorne noch ein Hinten hatte. Dann holte ich tief Luft und stieg hindurch.

Augenblicklich stülpte sich mein Magen um, ich riss die Augen auf, stolperte zum Waschbecken, das direkt neben der Tür war, und übergab mich. Viel zu laut war das. Herr Dey reichte mir ein Papiertaschentuch, während ich mir den Mund ausspülte und mich zurück auf den Stuhl fallen ließ.

»Entschuldigung für das Waschbecken, also ...« Ich zeigte kurz auf das Becken, und er winkte ab. »Ich weiß es nicht«, murmelte ich. »Ich habe keine Ahnung, was im Norden ist. Was ist da?«

»Wie sieht es denn im Osten und Westen aus?«, fragte Herr Dey mit ruhiger Stimme, ohne auf meine Frage einzugehen.

Ich stutzte, ich wusste, dass es noch mehr Gefühle als Angst gab, aber erst jetzt bemerkte ich, dass sie längst nicht mehr zum Repertoire meines Kompasses gehörten.

»Kennen Sie noch andere Gefühle, Frau Windtke?«, hakte Herr Dey nach.

»Ich habe von Freude gehört«, antwortete ich langsam und schämte mich.

Das Wort war für mich nur eine Begriffsruine, in der ich stand und Steinbrocken vor mir herkickte.

»Was befindet sich auf der Rückseite von Freude?«

»Trauer?«

»Raten Sie das?«

»Ja.«

»Fallen Ihnen noch mehr Gefühle ein?«

»Zweifel und Wut.«

»Was sehen Sie, wenn Sie um diese Gefühle herumgehen?«

Dafür musste ich lange nachdenken.

»Hoffnung liegt auf der anderen Seite von Zweifel, oder?«

Herr Dey nickte und wollte wissen, was Wut gegenüberstand. Ich dachte noch länger nach und stützte den Kopf in die Hände.

»Sind Sie wütend?«, unterbrach Herr Dey meine Gedanken, und ich wühlte tiefer in meinen Erinnerungen.

»Nein, daran kann ich mich nicht erinnern.«

Er schlug eine blaue Mappe auf und überflog ihren Inhalt.

»Wirklich nicht?«, fragte er verwundert.

»Nein«, antwortete ich knapp, begann ungeduldig mit meinem Bein zu wippen. »Ich weiß nicht, wie das geht.«

Herr Dey nickte und vertiefte sich in einen Stapel Blätter auf seinem Schreibtisch, während ich den Raum verließ. Es schien zur Gewohnheit zu werden, dass ich mit mehr Fragen als Antworten aus den Gesprächen mit ihm herausging. Ich ließ meine Arme um meinen Körper baumeln und blieb ratlos im Flur stehen.

Durch den Frühstücksdienst, in den ich für den heutigen Freitag eingeteilt worden war, musste ich eine halbe Stunde früher zu Hause aufbrechen als an den letzten Tagen. Der Tagesablauf der Klinik, der meine sonstigen Routinen abgelöst hatte, war tragbar, doch kleinste Veränderungen innerhalb von neuen Abläufen, wie heute, ließen mich durch die Tagesstruktur stolpern. Obwohl ich schon lange wach war, wartete ich, bis der Wecker klingelte. Zwischen den zwölf

Blautönen, die an meiner Kleiderstange hingen, entschied ich mich für den, der aussah wie ein wolkenloser Himmel, die Zahnpasta warf ich ins Klo, dann rannte ich polternd die Treppen hinunter. Bevor ich auf mein Fahrrad stieg, lief ich wieder nach oben und zog meine Schuhe an. Anders als an den Tagen zuvor war der Kiosk an der Ecke noch geschlossen, stattdessen war der Bürgersteig randvoll mit Schulkindern, an der Kreuzung kam mir kein Bus entgegen, der Mann auf dem grauen Hollandrad im blauen Anorak bog auch nicht vor mir ein, stattdessen war da eine Frau im roten Kleid. Vor dem Obststand fegte niemand, auch das Obst war noch nicht da, und vor der Klinik befanden sich erst drei Fahrräder, unter anderem ein schwarzes, mit dem ich Herrn Dey schon gesehen hatte.

Meins schloss ich neben seinem an, verstaute meine Tasche im Spind, knallte ihn zu und suchte nach dem Schlüssel, der ebenfalls im Spind gelandet war. Ich hastete in die Küche, dabei prallte ich gegen zwei Türen, gegen Magda und den Servierwagen. Sie hatte ein paar der übriggebliebenen Brötchen von gestern aufgebakken und legte sie zu den frischen von heute.

»Abgesehen von der Uhrzeit ist alles wie sonst«, wiederholte ich leise und patrouillierte durch den Gemeinschaftsraum. »Alles ist wie sonst, kein Grund zur Beunruhigung. Alles ist wie sonst.« Die Stühle rückte ich millimetergenau vor die Tische, ordnete die Marmeladengläser, die bereits auf den Tischen standen, gemäß ihrer Farbschattierung und justierte jedes neue Teilchen, welches dazugestellt wurde, ein wenig nach. Manchmal war die Ordnung der Welt ein reines Chaos.

Beim Frühstück war es das erste Mal, dass Philipp nicht am Klavier Platz nahm, sondern neben mir. Vielleicht tat er das freitags immer, oder er tat es wegen mir. Schnell schob ich den Gedanken beiseite, es gab Dinge, über die redete ich nicht einmal mit mir selbst. Philipp schwieg ebenfalls.

»Kannst du mir sagen, was wir nach dem Frühstück haben?«, fragte Sophie.

Sie kam wieder zu spät, streifte ihren Mantel ab, stopfte ihn unter ihren Stuhl und strich hektisch Marmelade auf eins der letzten Brötchen, bevor alles abgeräumt wurde. Heute war sie ganz in Schwarz, das war auch anders als sonst. Sie trug eine enge Hose, klobige Schuhe und einen Pullover mit der Aufschrift »cute and psycho«, der ihr knapp bis zum Bauchnabel reichte. Nur die silbernen Armbänder, die bei jeder ihrer Bewegungen klirrten, hingen immer noch um ihre Handgelenke.

»Ja, kann ich«, erwiderte ich und blätterte weiter in einer der herumliegenden Zeitungen.

»Kannst du mir das jetzt sagen?«

»Frühspport von neun Uhr bis neun Uhr fünfzig, danach backen ein paar, die anderen kochen, andere spielen Theater, und der Rest ist in der Werkstatt«, gab ich den Wochenplan wieder, der unter der Zeitung lag, und brach zu meinem zweiten Therapiegespräch mit Herrn Seininger auf.

»Wie geht es Ihnen heute, Frau Windtke?«, fragte Herr Seininger mich und streckte mir seine Hand entgegen. Ich nickte ihm lächelnd zu und ging an seiner Hand vorbei. Das war unsere zweite Therapiesitzung,

und anders als bei Herrn Dey stand außer dem kleinen Tisch nur Schweigen zwischen uns.

»Heute sind es dreiundvierzig Minuten«, brachte ich ihn zögernd auf den neuesten Stand.

Er stutzte und notierte sich etwas. Auch darin unterschieden sich die Gespräche von denen, die ich mit dem Krankenpfleger Herrn Dey führte. Der machte sich nie Notizen. Vielleicht konnte er sich doch mehr merken, als ich dachte, oder er wollte alles, worüber wie redeten, vergessen.

»Was meinen Sie damit, wenn Sie sagen, heute seien es dreiundvierzig Minuten?«

Verwundert sah ich ihn an.

»Mir geht es siebzehn Minuten gut und dreiundvierzig bedrückend.«

»Seit wann machen Sie Verhältnisse auf diese Weise deutlich?«, fragte Herr Seininger stirnrunzelnd. Er notierte sich noch mehr, und ich wartete, bis er fertig war und seinen Stift auf den Tisch legte.

»Schon immer. Wie machen Sie das denn?«, fragte ich ihn und schob den Stift bis zur Kante, so dass er auf seinem Mittelpunkt balancierte.

»Ich benutze Adjektive, so was wie gut, schlecht oder schön«, erklärte Herr Seininger.

»Ganz schön ungenau für so eine wichtige Frage, finden Sie nicht?«, wandte ich ein. »Immerhin wissen Sie nun, dass ich zu 71,7 Prozent betrübt bin, während ich lediglich weiß, dass es Ihnen fürchterlich gut geht.«

Herr Seininger lächelte und wies mich darauf hin, dass die Adjektive normalerweise nicht in dieser Kombination benutzt würden. Er betonte sehr gerne, was normalerweise wie getan wurde. Das war noch ein

Unterschied zwischen ihm und Herrn Dey. Vielleicht wusste der auch gar nicht, was normalerweise wie getan wurde. Ich schnippte den Stift vom Tisch und sah mir die Titel der Bücher an, die sich in dem Bücherregal hinter ihm aneinanderreihen.

Obwohl er dafür ausgebildet war, Menschen zu lesen, war er ziemlich schlecht darin, ich dagegen konnte das ziemlich gut. Auch wenn ich oft nach wenigen Sekunden aufhörte zuzuhören. Nicht weil ich mich nicht gerne unterhielt, sondern weil das, was aus Mündern kam, oft etwas anderes war als das, was der restliche Körper längst verraten hatte. Das, was sie gar nicht sagen wollten. Kaum einer wollte die Wahrheit. Nicht über sich selbst und auch nicht über die anderen.

Ich stand auf und sah mir die Bücher genauer an, an einem blieb ich hängen.

»Was ist das für ein Buch?«, wollte ich wissen.

»Das ist das *Diagnostische und Statistische Manual Psychischer Störungen*, kurz auch *DSM-5* genannt. Die neueste Ausgabe«, erklärte Herr Seininger.

»So was wie eine Landkarte der Seele?«

»Ein Katalog der Störungen«, entgegnete er.

Ich nahm den Wälzer aus dem Regal und blätterte ihn langsam durch.

»Was ist der Unterschied zur alten Ausgabe?«, fragte ich ihn.

»Einige Krankheiten sind dazugekommen, und andere sind verschwunden«, antwortete er.

Darüber musste ich so sehr lachen, dass mir das Buch aus den Händen fiel.

»Wo sind sie denn hin? Und was hat sich geändert?«, hakte ich nach.

»Bei Schizophrenie müssen nun anstatt einem Symptom mindestens zwei für die Diagnose vorliegen.«

»Sonst gilt es nicht?«, wollte ich wissen und fragte mich, ob Philipp ein echter Schizophrener mit zwei Symptomen war. So wie es sich von nun an gehörte.

»Ja, daneben gibt es neue Formen der Depression, lediglich Trauer wurde als Symptom abgeschafft. Im Suchtbereich wurde die Online-Spielsucht auf die Beobachtungsliste gesetzt, gilt jedoch noch nicht als vollständige Sucht, und Demenzen wurden neu strukturiert«, fasste Herr Seininger zusammen. »Auch bei Angststörungen hat sich etwas verändert.«

»Was denn?«

»Anders als früher muss den Patienten mit so einer Störung jetzt nicht mehr klar sein, dass ihre Ängste unangemessen sind«, erklärte Herr Seininger.

»Und früher mussten sie das wissen?«

»Ja, sonst wurden sie nicht therapiert.«

Ich dachte an Sophie und blätterte vor bis zu dem Kapitel über Bipolarität. Ohne sie zu kennen, wusste das Buch einiges über sie. In manchen Phasen hatte sie weitaus mehr Energie als der Durchschnittsmensch, sie liebte Veränderungen und gab unbesorgter Geld aus als andere. Herr Seininger hätte gesagt, sie lebte unbekümmerter in den Tag, als man es normalerweise tat. Wahrscheinlich war sie auch glücklicher, als man es normalerweise war. Dann war noch die andere Seite, auf der es von der Überholspur mit einer Vollbremsung auf den Standstreifen ging. Hinter jeder Diagnose steckte das Konzept einer Krankheit, und aus jeder Erklärung entstanden neue Ideen, wie dieses Verhalten zurück zur Norm gedrängt werden

konnte. Ich war mir dagegen gar nicht so sicher, ob überhaupt noch jemand zu finden war, der laut den aufgeführten Kriterien im *DSM-5* keine Diagnose verdiente. Vielleicht wurde die Sphäre des Normalen immer kleiner.

»In Ihrem Bereich gibt es ebenfalls Neuigkeiten«, unterbrach Herr Seiningler meine Gedanken. »Der Begriff Autismus wurde zu ›Autismus-Spektrum-Störungen‹ erweitert, die bisherigen Diagnosen der Integrationsstörung und der nicht näher bestimmten Entwicklungsstörung sowie des Asperger-Syndroms gibt es nicht mehr.«

»Es gibt kein Asperger-Syndrom mehr?«, fragte ich nach.

»Nein, alle Formen gelten schlichtweg künftig als dasselbe entwicklungsgestörte Leiden mit unterschiedlichen Ausprägungen in den Bereichen sozialer Interaktion als auch repetitiven Verhaltensmustern und Interessen.«

»Hört sich nach keinem Fortschritt an«, murmelte ich.

»Welche restriktiven Aktivitäten weist denn Ihr Alltag auf?«, fragte Herr Seiningler.

Ich schob das Buch zurück ins Regal und setzte mich wieder auf meinen Platz.

»Im Sommer benutze ich die Lichtschalter in meiner Wohnung etwa siebenundzwanzig Mal täglich, am meisten den in der Küche. Im Winter werden es um die achtundvierzig Mal sein. In den Spiegel sehe ich fünf Mal am Tag, ich trinke täglich sechs Tassen schwarzen Tee mit vier großen Löffeln Zucker, daneben esse ich dreimal täglich. Morgens ein Stück Vollkornbrot mit

Käse, eine halbe Schüssel Müsli mit Milch und drei Orangen, die ich zu Saft verarbeite. Danach putze ich mir die Zähne, das tue ich jeden Morgen, auch abends. Bevor ich anfangen zu arbeiten, höre ich sieben Songs, die insgesamt vierundzwanzig Minuten und acht Sekunden dauern. Die Songs wechseln alle drei Tage. Dann schlafe ich natürlich noch jede Nacht.« Der erste Gong aus dem Gemeinschaftsraum war zu hören. »Ach so, und mein Wecker klingelt täglich um sechs Uhr siebenunddreißig, auch am Wochenende. Und bevor Sie fragen, das tut er nicht, weil ich ein Problem mit geraden Zahlen habe, sondern weil ich, anders als die Norm, kein Problem mit krummen Kombinationen habe. Daneben bin ich mir im Klaren darüber, dass meine Ängste lächerlich sind. Die sind im Übrigen auch der Grund, warum ich hier bin. Meine Autismus-Spektrum-Störung, so war doch der neue Name, ist keins meiner Probleme.«

Das Gesicht von Herrn Seininger färbte sich rot, ausgerechnet rot. Ich konnte Rot nicht leiden und verließ den Raum.

Sobald ich in den Flur trat, überfiel mich der Geruch von Gekochtem. Einige standen bereits in der Schlange vor dem metallenen Servierwagen, andere saßen auf ihrem Platz und warteten ungeduldig auf den zweiten Gong. Irgendetwas war anders, irgendetwas gehörte hier nicht hin. Mia hatte Küchendienst und befüllte meinen Teller, während ich mich irritiert umsah und wartete, bis alle saßen. Ich nahm meinen Teller entgegen, setzte mich und schaute mich um. Auf den hohen Fensterbänken standen neunzehn

Topfpflanzen, oft lagen dort Taschen und Zeitungen, die nicht dahin gehörten. Doch heute nicht. Ich sah zwischen den Tisch- und Stuhlbeinen umher, dort lag auch nichts. Während ich Salat holte, suchte ich mit meinem Blick die Tische ab, das war der chaotischste Teil des Raumes. Erst als ich zurück zu meinem Platz lief, wurde mir klar, dass nichts am falschen Platz lag. Jemand fehlte, Oskar war nicht da.

Ich spulte in Gedanken zur morgendlichen Runde zurück, in der die An- und Abwesenheiten vermerkt worden waren. Auch am Morgen hatte Oskar schon gefehlt, und er hatte es weder gestern Morgen noch in der Abschlussrunde am Nachmittag angekündigt.

»Oskar fehlt!«, stieß ich Sophie an, die kauend in einem Buch las.

»Wahrscheinlich schwänzt der.« Sie sah kurz auf und las dann weiter.

»Er hat es nicht angekündigt.«

»Niemand kündigt an, wenn er vorhat zu schwänzen.«

»Aber ...«

»Wirklich nicht!«

Nach der Mittagspause war Projektzeit, Mia veranstaltete Klangschalenmeditation im Dachgeschoss, im Garten wurde gestrickt und Karten gespielt, und der Rest hielt sich in der Nähe einer Gruppe auf und sah zu. Am Vormittag hatten einige begonnen, für den letzten Programmpunkt, »Kaffee und Kuchen«, zu backen. An diesem Termin nahmen neben uns, den Therapeuten und dem Pflegepersonal auch ehemalige Patienten der Klinik teil. Ich saß in der Sonne auf der

Holztreppe zum Garten und sah mir an, wer über den Rasen zu uns kam und von Herrn Dey begrüßt wurde, der mit einem breiten Lächeln im Gesicht am Zaun stand.

»Glaubst du, sie haben es geschafft?«, fragte Philipp und zündete sich eine Zigarette an, die er umständlich zwischen die Finger klemmte, die aus seinem Gipsarm ragten.

»Sie haben sich überlebt«, stellte ich schlicht fest.

»Was auch immer das heißt«, fügte Philipp hinzu. Ich zuckte mit den Schultern.

»Die meisten Leute werden einmal das, was sie später sind«, murmelte ich.

Wir schauten uns die anderen an, wie sie mit Kaffeetassen und Kuchentellern in der Sonne über den Rasen liefen.

»Oskar fehlt heute.«

»Und?«

»Er hat es nicht angekündigt.«

Philipp sah mich fragend an.

»Er hätte es angekündigt.«

»Bist du dir sicher?«, fragte er.

Ich verdrehte die Augen und zog an seiner Zigarette.

»Willst du nach ihm sehen?«

Ich nickte, woraufhin Philipp seine Kippe an der Mauer zerdrückte und sie vorsichtig in einen der winzigen, getöpferten Aschenbecher legte.

»Aber ich weiß nicht, wo er wohnt«, bemerkte ich.

»Dann besorgen wir uns seine Adresse«, beschloss Philipp. »Bleib hier und lenk jeden vom Personal ab, der herauskommt.«

Gelassen lief er über den Rasen zum Schwestern-

zimmer, dessen Glastür zum Garten offen stand. Wie alle anderen Räume war auch dieser zum Flur hin verschlossen. Hitze stieg meinen Nacken hoch. Was sollte ich denn tun, wenn jemand herauskam, und was, wenn jemand vom Gang ins Zimmer wollte? Würden wir dann der Klinik verwiesen? Wäre das überhaupt möglich?

Während ich nachdachte, fiel mir wieder ein, dass ich aufpassen musste. Schnell setzte ich mich aufrecht hin, drehte mich zur Tür und starrte mit zusammengekniffenen Augen jeden an, der herauskam. Sophie erschien, stieg die Stufen herunter und hockte sich zu mir. Auf einem Teller balancierte sie ein Stück Marmorkuchen.

»Also, wenn wir nicht sowieso schon in der Klappe wären ...«, grinste sie und stopfte sich ihren Kuchen in den Mund. Bevor ich antworten konnte, kam Philipp wieder zurück und setzte sich zwischen uns, dabei klopfte er auf die Brusttasche seines Hemdes.

»Ich habe seine Adresse gefunden. Oskar wohnt gar nicht weit von hier«, bemerkte er, woraufhin Sophie uns neugierig ansah.

»Kommst du mit, Sophie?« Sie riss ihre Augen auf, sprang hoch und rannte nach drinnen zum Kuchenwagen, dort klemmte sie sich noch ein Stück in den Mund und verpackte drei weitere in Alufolie. Wir holten unsere Taschen aus den Spinden und brachen auf. Mit den beiden gemeinsam hatte ich noch nie die andere Seite des Zauns betreten. Jeden Morgen kamen wir aus allen Richtungen in der Klinik zusammen und wurden am späten Nachmittag wieder von der Stadt verschluckt.

»Ist es hier?«, fragte Sophie.

»Ja, hier muss es sein«, bestätigte Philipp, nachdem er stehen geblieben war, und wischte sich die Schweiß-tropfen von der Stirn. Vor uns befand sich ein vierstö-ckiger, ranziger Altbau. Ich schaute auf den Zettel in Philipps Hand, suchte Oskars Nachnamen unter den Klingelschildern, doch nur drei der Klingeln waren be-schriftet. Sein Name war nicht dabei.

»Der sitzt bei diesem Wetter irgendwo im Park und schaut in die Sonne«, maulte Sophie und sprang un-geduldig auf den Pflastersteinen umher.

Die Tür öffnete sich, ein Frau mit Kinderwagen bahnte sich den Weg auf die Straße, und bevor die Tür zurück ins Schloss fiel, drängten wir uns in den Flur. Er war kühl, der Boden sowie Fragmente der Wände waren mit kleinen quadratischen Fliesen gepflastert, die sich zu einem verblassenden Muster zusamen-fügten. Vierzehn Briefkästen hingen nebeneinander, aus zwei von ihnen quollen Umschläge heraus. Wir liefen das Treppenhaus hoch. Auch an den Türen in den oberen Stockwerken befanden sich keine Namen. Durch eins der Fenster im Treppenhaus sah ich einen kräftigen Typen im Innenhof. Er schraubte an einem Motorrad, Philipp sah ihn ebenfalls und lief die Stufen wieder runter. Kurz darauf sah ich, wie er auf den Mann zuging und etwas sagte. Der Typ im Overall musterte ihn und schüttelte den Kopf.

»Der kennt ihn nicht«, sagte Philipp, als er wieder zurück war. »Lasst uns gehen.«

»Ich probiere es noch mal.«

Sophie verdrehte die Augen, auch Philipp musterte mich zweifelnd, bevor ich runter in den Hof lief.

»Hast du Feuer?«, fragte ich den Mann im Overall.

Er schaute auf, wischte sich die Hände an einem Lappen ab und wühlte in seinen Taschen.

»Wohnst du hier?«, fragte ich. »Dann kennst du doch bestimmt Oskar, oder?«

Er schüttelte den Kopf und gab mir Feuer.

»Der wohnt doch im vierten Stock, oder nicht? Mit seiner Frau.«

Der Mann hielt inne.

»Nee, der wohnt ganz unten rechts, und eine Frau hat der nicht, da gab es mal eine, aber die hab ich schon lange nicht mehr gesehen. Netter Kerl ist das. Glaube ich jedenfalls, kenn ihn eigentlich nicht, aber er hat mir mal eine Tüte Tomaten geschenkt. Die züchtet er.«

Zurück im Hausflur, gingen wir zur ersten Wohnung auf der rechten Seite und klingelten.

»Was hast du getan? Wieso hat er dir das gesagt und mir nicht?«, fragte Philipp.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Komm schon! Wie hast du das gemacht?«, wollte er wissen.

»Jeder widerspricht gerne«, sagte ich schlicht.

Sophie drückte mehrmals auf die runde Klingel. Niemand öffnete, wir traten wieder auf die Straße und blieben blinzelnd vor dem Haus stehen. Philipp sah angestrengt durch das erste Fenster der Erdgeschosswohnung, dann durch das zweite und das dritte. Jedes Mal knallte sein Gips dumpf an die Fensterscheibe.

»Das hier ist offen«, rief er.

Ungelenk kletterte er auf das Fensterbrett, balancierte seinen Arm durch das offene Oberfenster des Altbaus, dann schob er seinen Kopf und seinen Rumpf

hinterher. Er verlor den Halt und stürzte kopfüber in Oskars Wohnung.

»Irre machen immer den ersten Schritt!«, hörte ich Sophie hinter mir lachen.

»Er ist nicht irre.«

»Sind wir alle, find dich damit ab.«

Ich spähte durch die Scheibe, Philipp rappelte sich auf, und ich klopfte mit beiden Händen an das Glas, bis er den Riegel des Fensters löste. Mit einer Hand am Rahmen kletterte ich über den Sims ins Zimmer. Innen war es genauso kühl und düster wie im Hausflur, an drei Wänden verliefen Regale, in denen sich meterweise Bücher aneinanderreichten. Sie stapelten sich auch auf dem Boden und dem Schreibtisch, der in der Mitte des Raumes stand und sich unter den Wälzern und benutzten Kaffeebechern bog. Es war still, kein Laut drang aus dem Rest der Wohnung. Philipp verschwand im Flur, und Sophie hangelte sich hinter mir durch das Fenster. Ich warf einen Blick in die Küche, sie war karg, und außer der Kaffeemaschine und weiteren Bechern in der Spüle wirkte alles unbenutzt. Bevor ich den Flur runterlief, sah ich mir die Bilder an, die den Gang entlang hingen. Schnelle Bleistiftskizzen von einer verkrampften Hand. Ich hörte die Toilettenspülung, fuhr herum und stolperte über den dicken Teppich, der sich in Wellen über die Dielen zog. Mein Körper knallte der Länge nach hin und landete vor dem nächsten Zimmer, dessen Tür offen stand. Auf dem Boden dieses Zimmers verteilten sich mehrere Tablettts mit winzigen Setzlingen in gefalteten Gefäßen aus Zeitungspapier. »Chili« stand auf einigen und »Tomate« auf den anderen. Es roch nach abgestan-

dener Luft, und Blumenerde war auf dem gesamten Boden zerstreut.

Ich grub meine Finger in die langen Fasern des Teppichs und blickte auf. Direkt in Oskars Gesicht. Seine grauen Haare hingen wie ein halbgeöffneter Vorhang über seiner starren Miene.